

# Casimir Angstmeiers trauriges Schicksal

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **19 (1911)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547168>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Casimir Angstmeiers trauriges Schicksal.

Bei Anlaß eines Samariterexamens traf ich unlängst mit einem sehr bekannten Arzt zusammen und wie das unter Ärzten so geht, versenkten wir uns bald in allerlei medizinische Diskussionen. Da wir sprachen eben von den Bakterien, frug mich der freundliche Kollege plötzlich:

Ihr habt doch unsern guten Casimir Angstmeier gekannt? Nicht? Merkwürdig! Eine so auffallende Erscheinung! Wer erinnerte sich nicht jener hageren Gestalt, die scheu und leisetretend durch die Straßen schlich, mit dem ledernen Gesicht, die schwarz bebrillten Augen zu Boden gesenkt, vor dem Mund das Taschentuch, ein Greisenantlitz, trotzdem sein Besitzer kaum 50 Lenze zählte. Armer Casimir! Das heißt, arm war er eigentlich nicht, sondern sogar recht begütert, dazu noch Junggeselle und gar nicht durch ungeheure Intelligenz gequält. Aber es steht geschrieben, daß in keinem Menschenleben die Sorgen ganz fehlen dürfen, und Casimir hatte deren eine schwere Menge, ja er führte eigentlich ein Höllenleben, denn — Casimir Angstmeier hatte eine heillose Furcht vor dem Tode. Wo er ging und stand, im Schlafen und im Wachen, sah er den Sensenmann vor sich, hinter jedem Baum, jedem Straßenpfeiler, kurz überall erblickte er das Schreckgespenst mit den grinsenden Augenhöhlen.

Woher das kam? Casimir Angstmeier war ein richtiger Halbwisser. Denn er fröhnte einer geradezu rasenden Lesewut, die sich ganz besonders auf medizinische Bücher richtete. Mit Bier studierte er die sogenannten Gesundheitsbücher, ja sogar wissenschaftliche Zeitschriften, von denen er natürlich gar nichts verstand. Am schlimmsten wurde es, als er von den Krankheitskeimen las und hörte. Von da an nahm seine Angst eine ganz bestimmte Richtung an, er sah nur noch Ansteckung, Infektion, Bazillen und Bakterien, und was früher

nur Angst gewesen war, wurde nun zur Höllenpein. Mit stieren Blicken, die wenigen in seinem Junggesellenbesitz befindlichen Haare zu Berge gestellt, verschlang er die medizinischen Bücher, die von solchen Krankheitskeimen handelten. Kein Gruseln konnte ihn hindern, die schwierigsten Namen dieser grimmen Feinde des Menschengeschlechts auswendig zu lernen. Alles wußte er, den Aufenthalt der winzigsten Wesen, alle ihre Eigentümlichkeiten, ihre Schandtaten, ja bis in die Dezimalen hinaus, ihre Vermehrungsziffer. Armer Casimir! In seinem Kopfe wimmelte und gramsetzte es von den kleinen Ungetümen. Als Punkte, Stäbchen, Kugeln, Coccen und Ketten, bald lang, bald kurz, gerollt, gedreht, gewunden, vollführten sie in seinem zermarterten Gehirn einen wahn sinnigen, wirbelnden Tanz. Leider blieb es nicht dabei. Casimir Angstmeier fühlte sie plötzlich in all seinen Organen, in Magen und Darm, in Milz und Leber, in seinem Mund, kurz überall sah er sie in ungezählten Heerscharen, gleich Ameisen seinen Körper überschwemmen. Es war einfach schrecklich!

Tausend andere hätten sich gerade aus Furcht vor diesem quälenden martervollen Tode das Leben genommen, wären verzweifelt, nicht so unser Freund Casimir. Er war der reinste Held. „Gebt mir Waffen, rief er, und ich werde diese Feinde bekämpfen, besiegen, erschlagen!“ Und diese Waffen fand unser Casimir in seinen medizinischen Zeitschriften und den Tagesblättern, die von Vorschriften über Desinfektion strotzten. Strahlend verfolgte er den neuen Weg, segnete die Wissenschaft — der Kampf war gewonnen! Weit ab vom perfiden Staube und der bazillenverpesteten Luft der Stadt ließ er sich eine Festung erbauen in Form einer höchst sonderbaren Villa. Sorgfältig studierte er die sonderbarsten Pläne, stellte die kompliziertesten Berechnungen auf. Die Steine wurden vor dem Einmauern mit

Karbol getränkt, die Zimmer so eingerichtet, daß die Sonne überall hineindringen konnte und wo etwa ein Winkelchen noch beschattet war, da wurden mittelst sinnreich erfundener Spiegel die desinfizierenden Strahlen hineingeworfen. Da in den Tapeten Bakterien sich hätten ansiedeln können, wurden die Wände mit Glasplatten ausge schlagen, über welche ständig eine ganz verdünnte Karbollösung rann. In den Fenstern waren mit Sublimat getränkte Filter angebracht, an denen die elenden Bakterien zugrunde gehen mußten. Und vor dem Portal dieser sonderbaren Villa erhoben sich zwei Marmorstatuen, zwei Figuren, welche das Sublimat und das Karbol darstellten, ein dritter Sockel stand an der Haustüre bereit, nur wußte Casimir nicht, sollte er als Statue das Lysol oder das Jodoform draussetzen.

Man hätte nun glauben sollen, Casimir hätte jetzt ein glückliches und beschauliches Dasein leben können, dem war aber leider nicht so. Denn medizinische Bücher und Zeitschriften gab es ja noch immer und Casimir Angstmeier mußte lesen. Und wenn er dann abends darsaß, die sterile Maske vor dem Munde, mit den sublimatgetränkten Handschuhen Blatt um Blatt wendend, dann las er immer und immer wieder von den schrecklichen Gefahren, denen er ausgesetzt war. Denn das Trinkwasser enthielt ja Bakterien, war also Gift, die Speisen waren infiziert — war man eigentlich denn gar nie sicher! Da wurde Casimir erfinderisch. Er baute sich einen Sterilisierapparat, in welchen er täglich nicht nur seine Speisen, nein, auch seine Kleider steckte, ja sogar seine Uhr, die beim Hervorziehen doch auch infiziert werden konnte — alles wurde in diesen schützenden Ofen hineingeschoben und dort bei 150 Graden von den entsetzlichen Feinden befreit. Triumpzierendes Lächeln glitt dann über die gelben Züge, wenn Casimir mit dem desinfizierten Blaustift nachrechnete, wie viel Milliarden Keime er an dem heutigen Tage getötet hatte.

Daß er sein Haus nicht mehr verließ, wird niemand in Erstaunen setzen. Mit jähem Schrecken gedachte er des Straßenstaubes, von dem ein einziges Atom schon 3,528,731 Bazillen mit sich führte; und erst die Eisenbahnwagen! Die reinsten Bakterienkolonien! So führte Casimir in seiner Feste ein einfaches aber sehr geängstligtes Dasein, und sein einziger Trost war der, daß der Tod ihn wenigstens in seinem Hause nie werde erreichen können. Das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Angstmeier hatte die außerordentlich vorzügliche Gewohnheit beim Zeitunglesen, sich den Mund fortwährend mit einer Sublimatlösung zu spühlen, um durch die giftige Ausstrahlung der Druckerchwärze nicht angesteckt zu werden. Da las er eines Tages die Nachricht, daß zwei Stunden von seiner Vaterstadt entfernt die Pocken ausgebrochen seien. Er wurde schreckensbleich, stieß einen gellenden Schrei aus und — schluckte in halber Ohnmacht die ganze Flüssigkeit, mit der er eben spühlte, hinunter. Ich wurde sogleich gerufen und als ich das stark nach Jodoform riechende Schlafzimmer betrat — Jodoform war sein Lieblingsparfum — da sah ich zu meinem großen Bedauern sofort, daß es um meinen Freund Casimir Angstmeier geschehen war. Das Sublimat richtete in seinem armen Leibe schreckliche Verwüstungen an. Ich überlegte lange, ob ich ihm seinen Zustand verheimlichen wollte, allein das Pflichtgefühl siegte und ich wandte mich ernst an meinen guten Freund: „Lieber, alter Casimir, sprach ich so sanft als möglich, Du hast mir einst in feierlicher Stunde das Gelübde abgenommen, Dir nie etwas zu verheimlichen, wenn es Deinen Gesundheitszustand betreffen würde. Nun höre, es steht schlimm, recht schlimm mit Dir, und nach menschlicher Berechnung wirst Du an der Sublimatvergiftung zugrunde gehen“. Und als er traurig nickte, fuhr ich, etwas sicherer geworden, fort: „Ja, ich glaube, Deine Stunden sind bald gezählt, wenn ich noch etwas für Dich tun kann, so . . .“

Casimir Angstmeier war bleich, sehr bleich geworden, aber zu meinem Erstaunen wies er vollständig ruhig auf die Nebentüre und sagte mit ergebener Stimme: „Ich habe seit 50 Jahren geahnt, daß ich einst sterben müsse und habe deshalb meinen Sarg machen lassen. Drüben steht er, sich einmal nach!“

Als ich ins Nebenzimmer trat, sah ich mitten im Raume einen eleganten offenen Sarg stehen, schön ausgepolstert mit einem Ueberzug und auf dem Stuhl daneben unter einer Glasglocke lag das Sterbekissen. Alles bereit, um den armen Dulder aufzunehmen.

Erschüttert wandte ich mich ins Sterbezimmer zurück. Da sah ich etwas Furchtbares: Casimir Angstmeier hatte sich auf seinem linken Ellbogen erhoben. Sein Antlitz war schreckverzerzt, die Augen traten weit aus ihren Höhlen heraus, kalter Schweiß rann von seiner marmorbleichen Stirne, mit bebender Hand deutete er durch die Türe, die ich im Schreck offen gelassen hatte und mit der letzten Kraft der ersterbenden Stimme seufzte er: „Das Sargkissen ist noch nicht desinfiziert“. Dann sank er zurück und mein armer Casimir Angstmeier war nicht mehr.

### Vermischtes.

**Spitzige Hutnadeln der Damen und Eisenbahnhygiene.** In Deutschland haben die Eisenbahnbehörden Maßregeln zum Schutze des reisenden Publikums gegen die langen spitzen Hutnadeln der Damen ergriffen. Zu diesem Kapitel wird folgender Vorfall mitgeteilt, der beweist, daß die deutschen Aufsichtsbeamten es mit jener hinsichtlich Verhütung von Unfällen (Verletzungen) nicht ganz unwichtigen Sache bitter ernst nehmen:

In einer elsässischen Stadt erschien eine junge Dame auf dem Bahnsteig, um den Zug zu benutzen. Sie war gerade im Begriff ihr Abteil zu besteigen, als der Stationsvorsteher sich ihr näherte und sie ersuchte, ihre Hutnadeln aus dem Hute zu nehmen oder die hervorstehenden Spitzen zu schützen. Einen Schutz hatte die Dame nicht bei sich; die Nadeln herauszunehmen, weigerte sie sich, da ihre Kopfbedeckung dann keinen Halt hätte. Der Beamte forderte die Dame noch einmal auf, seinem Wunsche nachzukommen; als sie sich aber entschieden weigerte, schloß er sie von der Mitfahrt aus. Nun ging ein heftiger Protest los. Als Antwort konnte ihr aber der Stationsvorsteher die neueste Bestimmung der Eisenbahndirektion Saarbrücken entgegenhalten, die lautet: „Der gegenwärtig bei den Frauen beliebte Gebrauch überlanger Hutnadeln kann im Gedränge des Eisenbahnverkehrs leicht schwere Verletzungen anderer Personen verur-

sachen. Die Eisenbahnverwaltung sieht sich genötigt, zum Schutze der andern Reisenden hiergegen Maßregeln zu ergreifen. Es ergeht daher an alle reisenden oder den Bahnhof betretenden Damen das Ersuchen, ihre Hüte nicht mit solchen durch ungewöhnliche Länge gefährlichen Nadeln zu befestigen, oder wenigstens die gefahrdrohenden Spitzen durch Schutzhüllen oder sonstwie unschädlich zu machen. Die Eisenbahnverwaltung hat ihr Personal angewiesen, darauf zu achten und Damen mit solchen Hutnadeln zur Entfernung der Nadeln aufzufordern. Wer dieser Anordnung der Bahnbeamten nicht nachkommt, kann auf Grund der Eisenbahnverkehrsordnung von der Mitfahrt ausgeschlossen und zum Verlassen des Bahnhofes aufgefordert werden“.

(„Schweiz. Blätter für Gesundheitspflege“.)

**Kamele als Krankenträger.** Kamele werden in Deutsch-Südwest-Afrika nicht nur bei der Schutztruppe selbst, sondern auch im Sanitätsdienste benutzt. Jeder Kompagnie werden einige Kamele beigegeben, die eine Tragbahre zu transportieren haben und zwar so, daß die Kamele hintereinander gehen. Der gleichmäßige Schritt der Tiere macht den Transport für die Verwundeten sehr bequem und erspart ihnen Schmerzen. Dann dienen die Tiere auch zur Beförderung der Kisten mit Instrumenten, Medicinen und Verbandzeug.